

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 26 (1939)
Heft: 11: Der Stil der Landesausstellung : abschliessende Besprechung und Kritik

Artikel: Das Publikum
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-86797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

solvieren muss. Schliesslich war niemand verpflichtet, die LA überhaupt zu besuchen, geschweige denn sie komplett zur Kenntnis zu nehmen.

Das Richtige wäre wohl, durch die Anordnung eine bestimmte Suggestion auf den Besucher auszuüben, den gewünschten Weg einzuschlagen, man soll ihn psychologisch dazu verlocken und verführen — aber daneben sollte

«Aufschrift» und «Inschrift»

Der prinzipielle Unterschied ist heute den meisten — nicht allen — Grafikern wieder klar geworden, nachdem jahrzehntelang die schematische Ausrichtung jeder Schriftzeile auf die Mittelsenkrechte des zu beschriftenden Feldes auch noch jedes «Rauchen verboten» und «Nicht auf den Boden spucken» zur «Inschrift» gestempelt hatte. Inschriften aber sind stets eine feierliche Angelegenheit, sie erheben den Anspruch auf Monumentalität, sie haben das Pathos einer Proklamation, eines Manifestes. Gute Inschriften sind wortkarg, feierlich, dunkel: «Klein und arm ist unser Land, gross und reich durch unsern Fleiss», das ist eine echte Inschrift von fast römischer Grösse. Technisch betrachtet liegt das grossenteils daran, dass das «aber» fehlt, die Wortlücke hat eine geistige Spannung zur Folge, die gewollte Dunkelheit muss vom Leser aus eigener Initiative erhellt werden. Das rechte Gegenbeispiel ist die plattfüssige Inschrift am Waldmanddenkmal in Zürich: «Hans Waldmann, Staatsmann u. Feldherr» — wo das dumme «u.» den ganzen Lapidarstil verpatzt.

Aufschriften und Beschriften dagegen haben profanen Tonfall; sie sind beflissen, erklärend, vermittelnd und das muss auch grafisch zum Ausdruck kommen durch bescheidenere Schriftformen und nicht-axiale — also entspannte — Anordnung der Schriftzeilen. Sehr gut war in dieser Hinsicht der Post-Pavillon («Werk» Nr. 9, S. 274/76); die sehr sauberen Legenden zu grafischen Tabellen usw. waren durch einen lässigen Farbschmierer, und nicht etwa eine sauber gezogene Linie auf die Farbe der grafischen Kurven bezogen und durch diese, scheinbar unordentliche Flüchtigkeit wurde die Schrift gewolltermassen degradiert, zur blossen Beschrift gestempelt. Umgekehrt hatten die an sich sehr schönen Beschriftungen der ETH, im Hochschulpavillon durchweg «Inschrift»-

man abkürzende Durchschlupfmöglichkeiten offen lassen für diejenigen, die sie ausdrücklich suchen. Dieses Problem stellt sich natürlich nur bei den ganz grossen, aus stark heterogenem Ausstellungsgut und vielen Unterabteilungen bestehenden Pavillons, homogene, mehr repräsentative, wie «Chemie», «Aluminium», «Gummi» usw. sind von vornherein überschaubar.

Charakter, sie wirkten feierlich, auch wo das weder nötig noch gewollt war, und damit etwas im (grafischen) Tonfall vergriffen. Von der doktrinären Pedanterie der ausschliesslichen Verwendung von Blockschrift ist man glücklicherweise wieder abgekommen, es gab sogar — an den Monumentalinschriften der Höhenstrasse zum Beispiel — ausgesprochen reiche, festliche, oder auf einen bestimmten historischen Charakter gestimmte Schriftformen, die durchaus «modern» wirkten. Das ist sehr zu begrüssen, wie die Ueberwindung jeder Verkrampftheit, das Gesamtbild wurde dadurch reich, ohne deshalb verworren zu wirken, denn die reicheren Schriften erschienen nur da, wo sie einen betonten Inhalt auszusprechen hatten.

Die Mehrsprachigkeit fast aller Beschriftungen zwang zur Sparsamkeit, und auch sonst wurde dem Betrachter vielfach eine recht erhebliche Gedankenarbeit zugemutet, sich mit einem Minimum an Erklärungen in grafischen Darstellungen zurechtzufinden. Aber soviel sich beurteilen liess, wusste das Publikum dieses Vertrauen in seine Intelligenz zu schätzen, und sozusagen jedermann bemühte sich andächtig, den Inhalt zu entziffern. Seit die Wiener die Statistiken mit Männchen und anderen Bildsymbolen ausgearbeitet haben, sind manche Grafiker fast zu Analphabeten geworden, die sich auch da nur mehr bildlich ausdrücken, wo ein paar Wörter und Zahlen kürzer und deutlicher wären. Doch balancieren sich solche Uebertreibungen von selbst aus. Viel wichtiger ist, dass man bis in die hintersten Winkel hinein immer wieder auf überraschend gute Beschriftungen und grafische Darstellungen stiess, zum Teil von ganz unbekanntem Urhebern, so dass man ohne Uebertreibung sagen darf, dass vielleicht noch keine Ausstellung dieser Art so gut beschriftet war.

Das Publikum

Eine Ausstellung mag noch so gut aufgezogen sein — wenn sie, vielleicht gerade infolge architektonischer oder inhaltlicher Raffinements, den Kontakt mit dem Publikum nicht findet, ist sie verfehlt. Die Landesausstellung hat

diesen Kontakt in unvorhergesehenem Mass gefunden, und dies, obwohl sie — oder gerade weil sie nicht die geringste Konzession an das machte, was man meistens so unter «Publikumsgeschmack» versteht. Man stellte die

Darbietungen auf die positiven Seiten des Publikums ab, nicht auf seinen schlechten Geschmack, und diese Rechnung hat sich als richtig erwiesen — was zugleich eine Ehre für die Veranstalter ist, wie auch für das Publikum.

Die Besucher boten für den aufmerksamen Beobachter einen unerwartet erfreulichen Eindruck: proleitet wurde sozusagen überhaupt nicht. Dass gelegentlich kleine Gegenstände abhanden kamen, ist bei Millionenzahlen an Besuchern unvermeidlich; die oft sehr zart dimensionierten Architekturteile, die ungeschützten Garten- und Rasenflächen wurden mit rührender Sorgfalt respektiert (für Massenandrang waren manche Wege etwas zu knapp bemessen) — Kleinigkeiten, aber Symptome einer inneren Disziplin. Alle Besucher machten nicht nur einen festlich-vergnügten, sondern geistig angeregten, irgendwie veredeten Eindruck, der davon herrührte, dass die Ausstellung an ihre besten Seiten appellierte. Sie waren ersichtlich dankbar dafür, dass man sie nicht mit materieller Massenentfaltung an Ausstellungsware und mit architektonischer Monumentalität bedrückte, sie reagierten über Erwarten stark auf die neue, thematische Darstellungsart, die recht grosse Anforderungen an die Intelligenz stellte; geduldig entzifferte man die nicht immer leicht verständlichen und manchmal allzu wortkargen Tabellen usw.; und die sparsam verteilten, und eben deshalb doppelt wirksamen Monumentalarkente der Höhenstrasse wurden mit echter Ergriffenheit aufgenommen. Man empfand die Ausstellung als «seriös», man konnte ihr das Gezeigte und Gesagte glauben, man sah, dass sich weder staatlicher noch kommerzieller Bluff breitmachen durfte. Dazu kam, dass mindestens in Zürich ungefähr jedermann in irgendeiner Form an irgendeinem Punkt der Ausstellung mitgearbeitet hatte, wo er sich von der Ernsthaftigkeit der Bemühungen selbst überzeugen konnte, und wo er sah, wie die Ausstellung wirklich aus der Zusammenarbeit aller Volkskreise entstand und nur so entstehen konnte, so dass sich mit Recht jedermann damit verbunden fühlte.

Dieses Gefühl des Echten hatte man auch gegenüber allen Manifestationen des Volkslebens sowohl in der Ausstellung selbst wie auch an den Kantonaltagen, und besonders im unvergleichlichen Enthusiasmus des Eröffnungstages. Es war der Clou des Festzuges (wie Dr. Guggenbühl treffend im «Schweizer Spiegel» schrieb), dass dem Publikum im Festzug durchaus nichts «geboten», d. h. vorgemacht wurde, keine Kostümgruppen, keine allego-

risch ausgestaffierten Wagen, sondern nur eine Schwadron echter Kavallerie, die authentischen sieben Bundesräte, Behörden, hohen Militärs, und die Zylindermänner, die an der Ausstellung irgendwo mitberaten und mitgearbeitet hatten und dann die paar tausend Schulkinder mit den Fähnchen, auch dies wirkliche Schulkinder und nicht verkleidete.

Das einzige, was diesen Ton des unbedingt Echten nicht durchhielt und vielleicht kaum durchhalten konnte, waren die Fanfarenbläser und das offizielle Festspiel, das jedenfalls der Schreibende hinsichtlich Inszenierung und Kostüm als Fremdkörper empfand — wovon die Schönheit seines Gedankenganges nicht in Mitleidenschaft gezogen wird.

Eine Ueberraschung war das Publikum der LA auch noch nach einer anderen Seite: wir machen uns im ganzen nicht die Illusion, dass die Schweizer ein besonders schönes Volk wären. Was man da aber an ausdrucksvollen Typen aus allen Landesgegenden sehen konnte — täglich, nicht nur an besonderen Veranstaltungen, und nicht nur an ländlichen Charakterköpfen — das übertraf alle Erwartungen. Die vielen Schulkinder waren in ihrem aufgeweckten, begeisterten Eifer und ihrer staunenden Andacht — etwa vor dem Gemälde von Baumberger — eine Attraktion für sich. Der Eindruck der «Masse», des anonymen Menschenbreis, dessen Köpfe sozusagen untereinander vertauschbar sind, kam nirgends auf: gerade bei Massenansammlungen wurde die extreme Differenziertheit unseres Volkes und sein ausgeprägter Individualismus erst recht deutlich, und seine starke Intellektualisierung, die zugleich eine Gefahr, aber auch unsere Stärke bedeutet.

Ein solches Publikum ist mit Bluff-Parolen und Massensuggestionen nicht zu packen, dafür haften Eindrücke um so stärker, die Ueberzeugungskraft haben. Darin liegt übrigens auch eine Garantie für die Aussteller, die ursprünglich befürchteten, mit der «thematischen» Darbietungsart nicht auf ihre Rechnung zu kommen: Erzeugnisse, die hier im sinnvollen Zusammenhang des kulturellen oder wirtschaftlichen Ganzen gezeigt wurden, werden eben deshalb auch ohne reklamehafte Aufmachung viel fester im Gedächtnis der Besucher haften, als wenn sie in der üblichen, oberflächlich-lauten Art angepriesen worden wären.

Mitarbeit der Architekten und des Schweiz. Werkbundes SWB

Für den mit Ausstellungsfragen Vertrauten wäre keine besondere Abteilung der Architekten nötig gewesen, denn die ganze Ausstellung vom ersten bis zum letzten Schritt legt Zeugnis ab vom Stand der schweizerischen Architektur.

Vielleicht ist noch keine Ausstellung so sehr eine Ausstellung der Architekten gewesen wie diese. Noch vor zehn, sicher vor zwanzig oder vierzig Jahren wäre das ein gefährlicher Ruhm gewesen, denn da hätte «Ausstellung der Ar-